

SALVATORE
SCIBONA

DAS
ENDE

Roman

Aus dem Amerikanischen von Steffen Jacobs

ARCHE

Zu diesem Buch

Salvatore Scibonas *Das Ende* ist ein literarisches Ereignis: Nachdem der Roman in den USA erschien, wurde der Autor mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, für den National Book Award nominiert und vom *New Yorker* zu einem der 20 wichtigsten Autoren seiner Generation gekürt.

Am 15. August 1953 findet in Elephant Park, dem italienischen Viertel von Cleveland, Ohio, anlässlich des römisch-katholischen Hochfestes Mariä Himmelfahrt eine Prozession statt; ein Ereignis, bei dem sich verschiedene Schicksalsfäden kreuzen: die Fäden von Rocco LaGrassa, dem Bäcker von Elephant Park, der erfährt, dass sein Sohn in einem Kriegsgefangenenlager in Korea gestorben ist; von Mrs. Marini, der Engelmacherin, von ihrer Vertrauten Lisa Mazzone und von deren 15-jährigem Sohn Ciccio – und von dem unheimlichen Juwelier, der sich selbst nur »der Waldläufer« nennt und ein schreckliches Geheimnis mit sich trägt.

Salvatore Scibona verdichtet die Geschichten dieser höchst unterschiedlichen Menschen zum literarischen Porträt einer Zeitenwende – und stellt sich mit diesem Roman in die Tradition der europäischen Avantgarde, die mit Namen wie James Joyce, Samuel Beckett und Virginia Woolf verknüpft ist. *Das Ende* ist »eine aufregende literarische Tour de force« (*Publisher's Weekly*), »ein Werk, das seine Leser herausfordert – um sie reich zu belohnen.« (*Kirkus Review*).



► *Wie immer an Mariä Himmelfahrt findet in Elephant Park, dem italienischen Viertel von Cleveland, ein Festumzug statt. Doch in diesem Jahr ist alles anders. Die Feierlichkeiten enden abrupt, als sich eine Gruppe Schwarzer dem Umzug anschließt. Das Gerücht macht die Runde, »Negerkinder« seien in die katholische Kirche eingedrungen und hätten randaliert. Für Rocco LaGrassa, den Bäcker von Elephant Park, ist dieser Tag aus einem anderen Grund nicht wie jeder andere. Er hat am Vorabend erfahren, dass sein Sohn Mimmo in einem Kriegsgefangenenlager in Korea gestorben ist.*

Es war Mariä Himmelfahrt. Er hatte es vergessen. Das Fest würde in wenigen Stunden beginnen. Wie viele dieser Menschen würden ohne Kruste und Krume zum Fest gehen, weil Rocco sein Geschäft nicht geöffnet hatte?



Die Glocke im Glockenstuhl der Kirche begann zu läuten.

Jemand sagte: »Die mit ihrer Sonnenbrille, die sie sich vom Gesicht reißt, als müsste ich Angst haben.«

»Oh, oh, oh«, sagte jemand. »Hier ist er!« Eine Frau mit kurzem rotem Bubikopf – sie hieß Testaquadra – zeigte auf Rocco, als wäre er ein Krimineller, und Augenpaar um Augenpaar machte ihn ausfindig und hielt seinen Blick auf ihn gerichtet.

Es war acht Uhr morgens.

Die Frau namens Testaquadra kam auf ihn zu, küsste ihn auf die Wangen, murmelte etwas, das er inmitten des Geplappers der anderen nicht verstand, und schritt von dannen, den Hügel hinab.

»Das Geschäft ist geschlossen«, sagte er zu einer drallen Frau mit scheinbar mitfühlendem Blick, aber sie sah lieber fort und tat so, als ob er jemand anders angesprochen hätte. Sie war eine von vielen, die sich einen Anführer wünschten, der zu ihnen allen spräche und ihnen erklärte, warum es heute kein Brot gab. Er selbst taugte dazu nicht. Es gibt solche, deren Geistesgröße nur der Herr sieht – er konnte nicht mit lauter Stimme zu allen sprechen. Er war ein einfacher Gläubiger. Er drehte sich um und ging unter die zerschlissene Segeltuchmarkise seines Geschäftes. Dort setzte er sich auf die Stufen.

Die anderen sprachen immer noch miteinander. Sie beobachteten ihn genau, wandten aber ihre Augen ab, sobald er ihren Blick erwiderte, und erwarteten seine Ansprache.

Neben ihm stand ein sehr junges Mädchen in der Menge, flachshaarig, schlitzäugig, mit spitzen weißen Zähnen (sie hieß Chiara). Er winkte sie mit dem Finger heran, und sie kam tapfer zu ihm.

Er nahm ihre Hände zwischen seine Hände, ein Sandwich aus Händen, und sagte: »Rocco arbeitet zurzeit nicht. Er hat sich Urlaub genommen. Vielleicht eine Woche lang. Sag ihnen das. Später geht alles weiter.« Er nahm seine Tasse von der Zementstufe, trank einen Schluck und wedelte mit seiner Hand in Richtung der anderen, damit sie loslaufe und es ihnen an seiner statt erkläre.

Sie aber setzte sich auf die Stufe. Sie streichelte seinen Bizeps und musterte entschlossen und zornig die Menge.

Als D'Agostino sich gewaltsam seinen Weg durch die Menge bahnte, sprang Chiara vor ihn hin und verschränkte die Arme, als ob sie seine Annäherung untersagen wolle. Sie klickte mit den Absätzen.

D'Agostino ging um das Mädchen herum und beugte sich tief zu Rocco hinab. Er küsste die Luft neben Roccas Ohren, links und rechts. »Du leidest, und deshalb segne ich dich«, sagte er.

»Es gibt etwas, das du ihnen vielleicht für mich erklären kannst, damit sie abhauen«, sagte Rocco.

»Gestern Abend bin ich bei dir vorbeigegangen und habe geklopft, aber niemand war da«, sagte D'Agostino. »Das sieht dir gar nicht ähnlich. Aber jetzt hat sich alles geklärt.« Er entfaltete die Zeitung, die er in seiner Weste verstaut hatte, und fügte hinzu: »Bestimmt hast du das hier schon gesehen.«

Um die Zeitung zu halten und sich gleichzeitig mit einer Hand um Chiara zu kümmern, die erneut ihre sitzende Position neben ihm eingenommen hatte, musste Rocco die Untertasse auf seinem Schoß balancieren.

Die Hauptschlagzeile stand neben einem grausigen Foto und lautete VIERFACH AMPUTIERTER AUF DEM WEG NACH HAUSE – WILL AUSSPANNEN. D'Agostino beugte sich vor, packte die Zeitung und drehte sie um. Unter der Falz, neben einer Anzeige für eine Teppichreinigung, begann ein einspaltiger, vielleicht zwölf Zentimeter hoher Artikel mit der Überschrift FREILASSUNGEN: AUCH STERBLICHE ÜBERRESTE VON GEBÜRTIGEM ELEPHANT-PARK-BEWOHNER DABEI.

Chiaras Strümpfe waren puderblau und kreuz und quer mit kleinen Fischen bestickt. Er fragte sich, womit er verdient hatte, dass sie jetzt bei ihm war.

Dann stieg ein unbekümmertes Lachen von erschreckender Echtheit aus Roccas Bauch. Er hielt die Zeitung in die Höhe: »Du hast das falsch verstanden, Joseph. Ihr alle habt das falsch verstanden. Das ist nicht Mimmo. Denen ist auf allerhöchster Ebene ein Fehler unterlaufen.«

Wieder stieß er sein verstörendes Lachen aus.

»Man hat ihn *falsch identifiziert*.«

D'Agostino, dessen Nasenflügel während des Sprechens zuckten, fragte ihn, was er meine; was würde nun geschehen?

Folgendes würde geschehen: Rocco und seine Frau würden zur Regierung gehen und sich das Gesicht der Leiche dieses unglückseligen Menschen ansehen müssen, um dann zu erklären, dass es nicht Mimmo sei.

Der Fahrer eines Zementlasters drückte auf die Hupe, und die Menge, die jetzt die gesamte Breite der Straße einnahm, zog sich in Richtung Gehsteig zusammen. Eine Variante dessen, was er D'Agostino erzählte, verbreitete sich unter ihnen. Die allgemeine Lautstärke ließ nach. Er fühlte den Druck, den ihre Aufmerksamkeit auf das Funktionieren seines Verstandes ausübte, wie eine geschwollene Nasennebenhöhle.

D'Agostino sagte, dann würde er also Unannehmlichkeiten haben, was heißen sollte, dass er die Bäckerei schließen musste, während er ganz nach New Jersey und wieder zurück fuhr, nur weil die Akten nicht ordentlich geführt worden waren.

»Genau so ist es«, sagte Rocco.

Chiara sah ihn an und presste ihre Lippen so fest aufeinander, dass das Blut aus ihnen wich. »Du hast falsch Zeugnis abgelegt«, sagte der entschlossene Ausdruck auf ihrem verschmitzten weißen Mund.

Er sammelte all seine Barmherzigkeit und Geduld in sich und flüsterte: »Du musst das verstehen, meine Liebe. Sie versuchen, ihre dreckigen Finger in meinen Mund zu stecken und hineinzusehen.«

D'Agostino lehnte sich auf seinen Absätzen rücklings aus dem Schatten der Markise und drehte das Gesicht zum Himmel. Dann wandte er sich wieder Rocco zu. Man sollte annehmen, sagte er, dass die Regierung zumindest die Identifikationsmarken lesen könne, die bei den Truppen bekanntlich jeder trägt. Nicht wahr?

Rocco musste einräumen, dass er in gewisser Weise verstehen konnte, wie sich die Dinge für die Regierung darstellten, nachdem man festgestellt hatte, dass der Junge, der gefunden worden war, den Aussagen der Herren von gestern zufolge, in der Tat die Wundemarke eines gewissen

Mimmo LaGrassa trug. Auch die Kennziffer stimmte mit derjenigen überein, die Rocco seit Mimmos Eintritt in die Armee in seiner Brieftasche aufbewahrt hatte, für genau diesen Anlass (*Hundemarke* hatte er sagen wollen), und die Größe war auch die gleiche.

Irgendwo klingelte eine Fahrradklingel.

Oder es war eine Tischglocke, die jemand schlug, um nach Bedienung zu rufen. Eine – zweifellos verstümmelte – Version dessen, was er zu D'Agostino gesagt hatte, war zu der Menge durchgedrungen, und sie gefiel den Leuten nicht. Vielleicht glaubten sie ihm nicht.

D'Agostino entschuldigte sich und bewegte sich in Richtung der Glocke. Andere folgten. Bald kam es zur allgemeinen Zerstreung der niederträchtigen Meute. Einige wünschten ihm Mut, sagten ihm, er solle wachsam bleiben, und verschwanden. Wahrscheinlich schämten sie sich, dass sie sich so sehr geirrt hatten – wahrscheinlich.

Binnen kürzester Zeit zeigten alle Gesichter in eine andere Richtung als seine – mit einer Ausnahme. Sie zerstreuten sich in den Seitenstraßen und Geschäften entlang der Elften Avenue, ausgenommen eine alte Frau, die sich in seine Richtung durch das Gewirr der Leiber kämpfte. Sie trug die übliche Witwenuniform – schwarze Schuhe, schwarzes Kleid, schwarze Handtasche. Sie kam näher.

Sie sagte: »Mr. LaGrassa, bitte kommen Sie zum Mittagessen um ein Uhr in mein Haus.« Sie hielt eine Wäscheklammer, die sie regelmäßig auf- und zuschnappen ließ.

»Ich muss nach ...«

»Man hat mir gesagt, wohin Sie gehen müssen.« Sie hielt eine Hand hoch. Ihr Name war Marini.

»Ich muss Öl wechseln.«

»Wechseln Sie Ihr Öl. Danach waschen Sie sich sorgfältig die Hände. Kommen Sie auf meine Veranda. Klopfen Sie an meine Tür. Et cetera.«

Es stimmte, er war am Verhungern.

Er sagte: »Ich denke, ich werde wohl kommen.«

► Die alte Mrs. Marini ist seit Jahrzehnten Witwe, lebt aber schon lange nicht mehr von der Lebensversicherung ihres Mannes Nico. Ihr wohlgehütetes Geheimnis: Mrs. Marini ist »Engelmacherin«, und eine überaus talentierte dazu.



Während sie sich anzog, dachte sie über ihre fetter werdenden, aber immer noch mageren Brüste nach, die Nico nur halb im Scherz verspottet hatte. Wie sahen sie aus? Wie verdorrte Mispeln (ja, Mispeln; nun gut, er war nicht recht zum Zuge gekommen): eine Mispel, die nur eine kleine, fleckige, unschöne Kugel ist, ja, die aber vielleicht insofern einzigartig unter den Früchten ist, als sie erst genießbar wird, wenn sie zu schrumpeln beginnt.

Bald, sagte der Tod. Und sie begann, Bilanz zu ziehen, begann, einander widersprechende Ansichten in einer Redewendung zusammenzufassen, um sie ad acta zu legen. Auf diese Weise entledigte sie sich alter Gewissensbisse und Verwirrungen und schaffte Platz für letzte Dinge. Die Redewendungen reichten von der Postulierung fester Regeln bis hin zu Abstraktem, Verschlüsseltem, zu Euphemismus, Rabulistik und Kinderweisheit. Was Sünde betraf: *So etwas gibt es nicht, und doch werde ich dafür bezahlen*; Alkohol: *Wann immer es beliebt, aber Schnaps nicht vor fünf Uhr nachmittags*; wie der Tod sie im Paradies empfangen würde: *Nicht, während sie Fruchtkörbe trug*; die Bedeutsamkeit des weit entfernten Turms am anderen Ende eines Ozeans aus Getreide, der wiederholt in ihren Träumen vorgekommen war: *Wende die Augen ab, schau auf das Gras*; ihre Eitelkeit: *»Denn die Armen habt ihr*

allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit«; die Vergangenheit: *Streng genommen existiert sie nicht*; ihre finanziellen Mittel: *Für die Guten Süßigkeiten, für die anderen Hammel*. Sie brauchte eine für die Ursache des Umschwungs in ihrem Leben. Eine Redewendung. All dies war im Verlauf von zehn Jahren geschehen. Und sie war sehr dankbar dafür. Charaktereigenschaften waren kein unabänderliches Schicksal. Sie kannte niemanden, der so spät in seinem Leben einen solchen Wandel vollzogen hatte. Sie brauchte eine Redewendung.

Sie wartete auf die Erniedrigungen und Unfähigkeiten des Alters, aber der Fluch hatte sie verschmäht. Ein Jude hatte die Pfosten ihrer Tür versehentlich mit Lammblood bestrichen, und der Herr hatte ihr Haus übersprungen. Kein Hund rührte seine Zunge auch nur gegen einen Teil von ihr. Nun denn. Vermutlich würde sie die Kellertreppe hinabfallen und sich den Schädel einschlagen. Das Glück ihres neuen Lebens ließ vermuten, dass der Tod, auch wenn er bald einträfe, nur eine schnelle Verfinsterung des Geistes sein würde. Gut. Als Nico gestorben war, hatte sie geglaubt, sie werde für immer in der Vergangenheit gefangen sein. Nun hatte sie für das Selbst, das so empfunden hatte, kein Verständnis mehr. Sie verlachte es. Sie lachte!

Wie wäre es damit: *Ich habe mich spöttisch verlacht?*

Wintersonnenwende. Wenn alle Früchte des Herbstes verzehrt sind und alles, was man isst, in Salz gekocht oder mit Salz überkrustet ist, und wenn die ganze Welt tot ist. Ein breiiges, süßes Etwas, wie wunderbar das wäre. Nur ein bisschen. Man findet die Mispeln im Vorratskeller, in einer Kiste voller Sägemehl. Endlich sind sie zu Brei geworden. Vorher waren sie zu nichts zu gebrauchen – er war nicht zum Zug gekommen. Jammerschade.

► *Die alte Mrs. Marini kann mit der Sprache spielen. Der Juwelier, dessen Namen wir nicht erfahren, der sich selbst »der Waldläufer« nennt, misstraut der Sprache, weil sie es nicht vermag, die Dinge wirklich beim Namen zu nennen. In seinem Fall hat die Entfremdung von der Welt krankhafte Ausmaße angenommen. Der Juwelier entpuppt sich als brutaler Triebtäter.*



Später. Dämmerung. Er sitzt auf einem Barhocker in der hinteren Ecke eines Cafés und wartet. Er hat eine ausländische Zeitung bei sich, die zu lesen er vorgibt. In Gedanken lotet er jeden Buchstaben jedes bedeutungslosen Wortes aus, das ganze Geschwafel, wie ein Mann, der Murmeln auf ihren Geschmack kostet, eine nach der anderen. Das Fenster blickt auf die Straße, und es lässt ein schwaches, rauchiges Licht herein, und die Passanten klopfen mit den Nägeln ans Glas, damit der Mann hinter der Bar sein Kinn hebt und ihren Gruß erwidert. Gut möglich, dass dies das kleinste Café in ganz Nordamerika ist. Paarweise treten Ausländer ein. Der Juwelier kann sie riechen, wenn sie hereinkommen. Er versucht, mit niemandem ins Gespräch zu kommen. Die einzigen englischen Wörter, die er sie benutzen hört, sind Verleumdungen und die Namen von Automobilmarken. Der Nachmittag schreitet voran, und es wird langsam Abend.

Der Juwelier lässt seinen Blick über eine Abfolge von Wörtern gleiten, die in der Zeitung unter einer Fotografie steht. Es geht um eine Art Demonstration, einen Streik oder ein Begräbnis oder einen Weihnachtszug – man trägt die Statue einer Frau durch eine Straße. Er sitzt hier schon seit fünf Stunden und isst kleine Pflirsche und Wassermelonen aus Marzipan. Er vergiftet sich mit Zucker und wartet darauf, gefunden zu werden. Er versteckt sich nicht, er ist gleich um die Ecke, er ist

genau hier. Und es tröstet ihn, dass die Wörter unter einer Fotografie, als Gruppe betrachtet, »Legende« genannt werden. Er weiß, dass man diese Wörter so nennt, auch wenn er keine Ahnung hat, was sie bedeuten.

Als Junge ist er mit seinem Onkel in Louisa acht Jahre lang jeden Winter durch Schnee und Matsch gegangen. Sie sind der Route der Fallen gefolgt und an Sonntagen in die Kirche von Prestonsburg gegangen. Er hatte sich mit diesem Ort nostalgisch verbinden sollen. Sie wohnten in einer Jagdhütte mit nur einem Zimmer, in dem ein alter Bollerofen stand, der zum Heizen und Kochen diente. Zum Abendessen gab es Eintopf aus Opossum und Steckrüben. Es sei so langweilig im Wald, beklagte er sich bei seiner Mutter, als er wieder zu Hause war. Aber einmal erzählte sie ihm etwas, woran ihn diese »Legende« erinnert, dieser Moment der Erleichterung, den ihm das Nennen einer Sache bei ihrem Namen bereitet. Seine Mutter sagte: »Du langweilst dich, weil du die Namen der Dinge nicht kennst.«

Und so hat er sich angewöhnt, in Augenblicken wie diesem – wenn das Getöse all seiner sich gegenseitig Vorwürfe machenden Ichs lauter ist, als er ertragen kann – seine Konzentration auf die einzelnen Gegenstände in einem Raum zu lenken und sie in Gedanken bei ihren Namen zu nennen.

Das Möbelstück, in dem man das gute Geschirr aufbewahrt, ist eine Anrichte. Der untere Teil der Wand mit der Holzverkleidung ist das Paneel, die Holzverkleidung selbst ist die Wandtäfelung. Das dort ist die Tür.

Einige der Männer bleiben. Andere kaufen Keksschachteln, die mit blauem Band umwickelt sind, werfen ihre Münzen hin und sind schon wieder draußen. Einige von ihnen werden von den anderen aufgenommen, ohne dass ein Gruß ausgetauscht worden wäre, und die kleinen Kaffeetassen erscheinen auf dem Tresen, ohne dass sie auch nur danach

gefragt hätten. Frauen klopfen ans Fenster und rufen die Männer bei ihren Namen, aber die Frauen kommen nicht herein.

Der Juwelier schlägt eine neue Seite der unverständlichen Zeitung auf.

Das Blut der Frau klebt unter seinen Fingernägeln. Ehe er ging, hatte er sich die Hände in ihrer Küchenspüle gewaschen, hatte sie abgetrocknet und noch einmal gewaschen. Er hatte das Wasserglas, das er benutzt hatte, abgewaschen. Er hatte es zum Trocknen auf das Abtropfgitter gestellt und war zurück ins Wohnzimmer gegangen, wo die Frau auf dem Boden lag. Er hatte sich ihr erneut vorgestellt, mindestens zum dritten Mal, und sie erneut gefragt, wie sie heiÙe, aber sie hatte wieder nicht geantwortet oder sich auch nur gerührt, halb nackt, wie sie da unter dem Couchtisch lag. Er hatte keine Nagelbürste finden können, deshalb klebt immer noch etwas Blut unter seinen Fingernägeln. Er versucht, das Blut unter seinen Fingernägeln nicht anzusehen. Er widersteht der Versuchung, an ihnen zu riechen.

Zwei alte Ausländer streiten an der Bar; ihre Anzüge sind an den Ellenbogen, Schultern und Knien fadenscheinig.

Der Juwelier tastet den Raum mit seinen Augen ab, und in dem Versuch, sich wieder mit der materiellen Welt zu verbinden, sagt er den Namen jedes Gegenstandes auf, an dem sein Blick haften bleibt.

Der kleine Balken über der Tür ist ein Türsturz. Er sagt sich das vor, und er fühlt sich besser. »Türsturz« ist, wenn er sich recht erinnert, bislang zweimal in der Konkordanz vorgekommen.

Seine Mutter hatte gehofft, dass er die Namen dazu verwenden würde, sich mit der Welt zu verbinden. Wie in: Du siehst den Maiapfel erst, wenn du weißt, dass er so genannt wird, und dann siehst du ihn überall, denn die Wörter bringen dir bei, die Dinge zu lieben, die sie benennen. Aber das ist nicht der Grund, weshalb er zu sich selbst sagt: Das ist ein

Samowar, das ist ein Bleifstiftanspitzer. Er hat die Wörter nie so benutzt, wie seine Mutter es beabsichtigt hatte. Er benutzt sie, um sich die materielle Welt vom Leib zu halten. Und inzwischen ist es sogar so, dass die Wörter an die Stelle der Dinge getreten sind.

Aber es gibt Augenblicke, in denen seine nostalgischen Empfindungen für die Welt der Bolleröfen, der gewöhnlichen Kratzdistel, für Dreema Hannibal hinter der Kirche in Prestonsburg, die seine kleine Hand in ihrer hielt, wenn niemand es sah, für seine Mutter, die den Kamm in das Waschbecken tauchte und sein Haar scheidelte, während sie beide die Szene im Spiegel beobachteten – Augenblicke, in denen sein Verlangen, ein Ding zu halten, in seiner Hand zu halten, sich wieder einmal von seiner primitiven Objekthaftigkeit zu überzeugen –, so beeinträchtigt sind, dass er alles tut, was seine Phantasie ihm sagt, um sie wiederzuerlangen.

Er will die Welt und nicht den Namen der Welt.

Aber jedes Mal, wenn er versucht, sich auf einen Hammer oder einen Amethyst zu stürzen, fragt ihn eine innere Stimme: Wie lautet das Wort dafür? Was bedeutet es deiner Meinung nach, einen Amethyst mit deinen Fingern hochzuheben? Und sie sagt ihm: Geh wieder an die Arbeit. Sagt ihm: Leg den Hammer hin, du wirst etwas kaputt machen.

Und letztlich dreht sich der private Streit immer und immer wieder darum: Soll er es tun oder nicht?

Sodass er sich fragen muss, ob er sich traut, den Zucker in seinem Tee umzurühren.

(Er traut sich nicht.)

Ob er sich traut, das Öl in der Lampe aufzufüllen.

(Er traut sich nicht.)

Ob er sich traut, den Kopf vom Kissen zu heben und zuzusehen, wie seine Schwester den Raum verlässt.

(Er traut sich nicht, den Kopf zu heben.)

Sodass bereits jeder Wunsch, einen Schlüssel, einen Fingerhut, eine Säge zu halten und es dabei zu belassen, in Anschuldigungen, Gegenanschuldigungen, Scham und Furcht endet.

Sodass sich an diesem Vormittag, als das Glas der Uhrenvitrine auf seinen Schuhspitzen glitzerte, als sich der Hammer des Juweliers im Griff des Juweliers befand, als würde er dort hingehören, und als er dann die Straße entlangstürmte und in die Straßenbahn stieg, sich die alte Lösung wieder einmal mit aller Süße seinem Verstand aufdrängte, wie die Aussicht auf Vanillepudding nach dem Abendessen.

Traut er sich, aus der Straßenbahn zu steigen?

Er steigt aus der Straßenbahn.

Traut er sich, dieser Frau dort nach Hause zu folgen, einer pfeifenden, glücklosen Frau, der er niemals zuvor begegnet ist, die jetzt mit einem Zwiebelsack aus Leinen auf der Schulter die Straße entlanggeht? (Wir alle tragen unser Päckchen.)

Er folgt ihr.

Das alte Versprechen, der zurückgewiesene Hund, der ihn liebte. Der sagte: Da ist ein Ding, das in seinen Namen gehüllt ist. Na los, fang es.

► *Sprachlosigkeit und Verständigungsprobleme beherrschen die Menschen: Afroamerikaner werden nicht von Italoamerikanern verstanden und diese oft genug nicht von den übrigen US-Amerikanern. Der fünfzehnjährige Ciccio ist der Sohn von Lina Mazzone, einer Vertrauten von Mrs. Marini (deren »Nachfolgerin« sie werden sollte, doch sie hat ihren Mann und ihren Sohn vor sechs Jahren verlassen und ist fortgezogen). Im Winter 1952 reist überraschend Ciccios Großvater Francesco aus Italien an. Der alte Mann kann kein Englisch, Ciccio kein Italienisch.*

Schweigend gingen Ciccio und Francesco Mazzone hügelabwärts. Alle Geschäfte waren geschlossen, zur Vorbereitung eines Feiertags, den keiner verstand. Wegen eines Bagatelldiebstahls war die Kirchentür mit Ketten verschlossen. Ein dünner Regen fiel. Den ganzen Tag über waren dunkle Flüssigkeiten durch die Rinnsteine geflossen, als ob die Stadt auslaufen würde. Bäuchlings lag sie da in ihrer grauen Kluft, wie ein Soldat der Konföderiertenarmee.

Er hatte zur Schule seine guten Schuhe anziehen müssen, wegen einer Debatte über die westliche Zivilisation. Dann hatte er sich zwei Stunden lang mit seinen Freunden im Nieselregen herumgetrieben. Das Leder hatte sich um seine Füße zusammengezogen, und die quälten ihn jetzt. Er vermutete, es wäre nicht schlecht, irgendeine Sally oder Susan-Anne zu haben, zu der man sagen könnte: O Mann, Baby, meine Füße tun echt weh. Und sie wäre nett zu ihm. Vermutlich. Andererseits würde sie ihn zu Hause besuchen wollen.

Sein Großvater drückte ihm den Regenschirm, den sie sich teilten, in die Hand und zog seine Hose hoch, als wäre er eine scharfe Braut am



Strand, die verhindern will, dass ihr Hintern beim Entscheidungslauf durchhängt.

Es war ein seltsamer Tag. Ciccio kam es vor, als wäre er nicht er selbst. Er war fünfzehn, störrisch und einfach unausstehlich. Als Kind war er während ähnlicher Stimmungen auf einen Stuhl geklettert, der vor dem Kalender über dem Telefonschrank stand, hatte ein paar Monate vorgeblättert und in ein Quadrat, das ein sehr fernes Datum markierte, die Worte »Dieser Tag wird nie kommen« geschrieben.

Er vermutete, dass er seine Mutter vermisste. Er unterzog diese Vermutung einer halbherzigen Prüfung, wendete sie in Gedanken hin und her, kratzte ein wenig an der Oberfläche und war schließlich peinlich berührt, als er zu dem Schluss kam, dass sie falsch war. Zum Beispiel hatte sie seinem Vater vor zwei Jahren ein Telegramm geschickt, in dem sie ankündigte, zu ihnen zurückkehren zu wollen, aber Ciccio hatte dieses beschissene Ding, das Telegramm, abgefangen und entsorgt. Hatte er das bereit? Nö.

Sie gingen an dem abgedunkelten Geschäft des Schweineschlachters vorbei und bogen in die Zweiundzwanzigste Straße ab – ein Weg, den er hunderttausend Mal gegangen war. Er gestand Francesco Mazzone, das seine Schuhe hin seien und seine Füße schmerzten. Das zumindest war es, was er zu vermitteln versuchte. Doch der alte Mann schniefte nur, sodass seine Nasenhaare flatterten, und der Regen machte weiter *klopf klopf* auf dem Regenschirm.

Francesco Mazzone hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, Ciccio um fünf Uhr morgens zu wecken, indem er ein Geschirrtuch mit kaltem Wasser tränkte und Ciccio damit übers Gesicht strich. Dann begleitete er Ciccio zur Schule – ein vier Meilen langer Marsch über den Saint Ambrose Boulevard, eine Straße voller Rauch, der sich im unheimlichen Licht der Straßenlaternen sammelte, während die Straßenbahnen den

Mittelstreifen entlangbrausten. Ciccio hatte sonst immer die Straßenbahn genommen und bei ihrem Rütteln und Schütteln weitergedöst. Wenn er in die Kapelle gestolpert war, war sein Blick noch von Schlaf verklebt. Mittlerweile verließ er sich darauf, dass der lange Marsch bei Wind und Wetter ihn geistig-körperlich in Schwung brachte. Sie hatten sich während ihrer Gänge nicht viel zu sagen, und darin lag eine gewisse Großzügigkeit, eine Geräumigkeit. Auf diese Weise konnte er unabgelenkt die Straße beobachten und nachdenken. Solange er nicht in die Falle tappte, über sich selbst nachzudenken, genoss er das.

Der alte Mann schlurfte neben ihm her, band sich dauernd seinen Schal neu und zerrte an seiner Hose, während sie gingen. Wie er es schaffte, mit seinen kaputten Füßen den ganzen Weg in die Stadt und wieder zurück zu laufen, war Ciccio schleierhaft.

Die beiden kamen mit ihrem Hühnereintopf zu Hause an. Ciccio ging die Treppe hoch und warf seine Bücher auf den Boden seines Zimmers. Er zündete sich eine Zigarette an und stolperte nach unten in die Küche, geschwächt von den toxischen Chemikalien, die er in seinen Blutkreislauf eingespeist hatte. Er fühlte sich gefangen und verkrüppelt und dachte: Ciccio Mazzone, Ciccio Mazzone, Ciccio Mazzone. Er fühlte sich allem, was er sah, dauerhaft entrückt. Schwer zu sagen, woran es lag. Er hasste dieses Haus. Er hasste den Geruch des Hauses.

Er wünschte sich, jemanden zum Sprechen zu haben.

Der alte Mann stand an der Spüle und ließ heißes Wasser in ihren Suppentopf ein. Er machte eine Bewegung mit der linken Hand, als würde er einen unsichtbaren Basketball dribbeln: Ciccio solle sich setzen.

Ciccio nahm einen Aschenbecher vom Küchentresen und setzte sich. Er beobachtete den kantigen und entschlossenen Rücken dieser Gestalt, der er außer mit seinem Namen in nichts ähnelte.

Der alte Mann wuchtete den Suppentopf hoch, drehte sich um, beugte sich tief hinab und stellte den dampfenden Topf vor Ciccios Füße. Mühsam kniete er nieder. Dann begann er, Ciccios Schuhe aufzubinden.

Ciccio Mazzones Verstand war ein ungebärdiges Tier. Er konnte sich nicht erklären, warum dieses Tier bockte oder sprang oder irgendein unschuldiges Geschöpf verfolgte, das gar nicht wirklich da war, wenn doch die Welt außerhalb seines Schädels keine deutliche Veranlassung dafür gab, all dies zu tun. Dies jedenfalls waren die Ereignisse, wie er sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt in seinem Gedächtnis gespeichert hatte:

Bei der Belagerung von Yorktown im Jahr 1781, als die Amerikaner sich von den Briten zu befreien versucht hatten, waren Lafayette und seine französischen Truppen den Amerikanern zu Hilfe gekommen. Dann waren einhundertsechunddreißig Jahre verstrichen. Lafayette, Washington, George III., Cornwallis, alle waren sie gestorben. Ihre Kinder und Enkel waren gestorben. Die Deutschen überfielen die Franzosen, und die Amerikaner entschlossen sich, in den Ersten Weltkrieg einzutreten und sie zu verteidigen. John Joseph »Totschläger« Pershing, der amerikanische General, landete in Frankreich. Die Geschichte ging dann so weiter, dass er nach Paris reiste und die Krypta besuchte, wo der alte Held begraben war – in Erde, die man aus den Vereinigten Staaten mitgebracht hatte. Und dass einer seiner Berater sagte: »Lafayette, wir sind da.«

Für Ciccio Mazzone lag die Bedeutung dieses Ereignisses darin, dass wir vielleicht das Gefühl haben, ziellos durch den Weltraum zu schlittern, während uns in Wahrheit vergangene Ereignisse in lange, elliptische, kometenhafte Umlaufbahnen geschossen haben, die weit von unseren Ursprüngen entfernt sind. Und dass wir letztendlich zu Menschen zurückkehren werden, deren Leben dem unseren voranging und es entstehen ließ. Vielleicht erkennen wir sie sofort. Oder wir treffen

einen Fremden zum ersten Mal und haben, während wir seine Hand schütteln, das intensive Gefühl, dass eine alte Verpflichtung endlich eingelöst wurde.

»Ich werde dir jetzt zeigen, wie du deine Füße richtig pflegst«, sagte der alte Mann. »Pass auf und vergiss nicht, was ich jetzt mache.«

► *In diesem Winter kehrt auch überraschend Ciccios Mutter Lina zurück. Wir erfahren, dass sie vor sechzehn Jahren vergewaltigt worden ist. Ciccio ist der Sohn des Vergewaltigers. Mrs. Marini und Linas Mutter holen sie vom Bahnhof ab.*

Sie verließen den Bahnhof. Eine Menge elegant gekleideter Neger lief auf dem Public Square unter den bonbonbunten Weihnachtslichtern und den Bäumen herum, an denen man Ilexzweige aus Plastik befestigt hatte. Es schneite. Auf der Mitte des Platzes stand ein grün-schwarzes Denkmal, in das lebensgroße Soldaten gemeißelt waren. Sie trugen Uniformen aus dem letzten Jahrhundert, und einige hielten Gewehre, andere Fackeln, wieder andere zerlegten offenbar Bahngleise. Oben auf dem Sockel des Denkmals thronte eine Frau aus Stein, unter der die Soldaten und die Menschen auf dem Platz wie Zwerge wirkten. Mit einer Hand hielt sie ein Schwert umfasst, während sich auf der anderen, kraftlos mit der Innenfläche nach oben weisenden Hand ein Schneeklumpen angesammelt hatte; eine ihrer Brüste war unverhüllt. An einer Ecke des Platzes befand sich ein Podium mit einem Spruchband, das Lina in der Dunkelheit und dem Schneetreiben nicht entziffern konnte. Sie bogen in die Coshocton Street ab, die einige Blöcke weiter zum See führte. Der Wind fiel über sie her, und der Schnee kam jetzt von der Seite, mit größerer Wucht.



Sie war frühlingshaft gekleidet, und es schneite, aber sie empfand keine Kälte. Eine geschlossene Wolkendecke, tief hängend und orange gefärbt von den Lichtern der Stadt, erstreckte sich über ihnen. Ihre Mutter trug ein durchsichtiges Plastikkopftuch. Mrs. Marini trug auf ihrem Kopf nur einen gewaltigen, schneebesprenkelten Heiligenschein von Perücke. Lina fühlte, wie der Schnee auf ihren Schultern schmolz. Er blieb in ihren Augenwimpern hängen. Ihre Nase begann zu laufen. Sie gingen auf der Straße und hielten sich an parkenden Autos fest, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Der Wind ließ vorübergehend nach. Der Schnee fiel weiter. Bald würde sie den Jungen sehen müssen.

Ihre Mutter chauffierte sie in östlicher Richtung aus der Innenstadt, fuhr auf einen Parkplatz der Veteranenvereinigung, schaltete in den Leerlauf und trat mit Wucht auf die Parkbremse. Sie wartete, bis ein Schneepflug den Heimweg frei schaufeln würde, und stellte in der Zwischenzeit einige halbherzige Fragen: Hat die Reise sehr lange gedauert, War es in Pittsburgh wärmer als hier, Wie wär's mit etwas Lipgloss. Ein Schneepflug rumpelte vorbei, und ihre Mutter löste die Bremse und fuhr dicht hinter ihm her. Es folgten zwanzig Blöcke kirchenartiger Stille.

Mrs. Marini verdrehte ihre Knie zur Beifahrerseite des Schalthebels, bis sie auf Linas Beine deuteten. Gleichzeitig ließ sie ihren Ellbogen hinter dem Sitz baumeln und wandte ihr die Schulter zu. Sie brauchte mindestens eine Minute, um diese Sitzhaltung einzunehmen. Patrizia legte den dritten Gang ein. Dann pochte Mrs. Marini mit der fleischigen Seite ihrer Hand auf das Armaturenbrett: »Es ist an der Zeit, dass ich dir einige Fragen stelle und du mir einige Antworten gibst«, sagte sie.

Lina sagte: »In Ordnung.«

»Wo sind deine Kleider?«

»In meinem Koffer, hinten im Wagen.«

»Wo sind die Kleidungsstücke, die eine vernünftige Person bei widrigem Wetter wie diesem tragen würde, wie zum Beispiel Wollgamaschen und Ohrenschützer?«

»Mir ist heiß.«

»Befindest du dich in den Wechseljahren?«

»Mir ist seit zwei Tagen sehr, sehr heiß. Nein.«

»Hast du Fieber? Lass mich deine Stirn fühlen.«

»Ja, ein wenig.«

»Wann hast du zum letzten Mal die Heilige Kommunion empfangen?«

»Vor fünf Jahren. Sechs Jahren.«

»Wann hast du zuletzt gebeichtet?«

»Vor sechs Jahren.«

»Was hast du in Saskatchewan gemacht?«

»Ich hatte dort eine Anstellung. Es war Wyoming.«

»Was für eine Art von Anstellung? Ich habe Gerüchte gehört. Ich habe ›Holzfällerin‹ und ›Hafenarbeiterin‹ und ›Fußballtrainerin‹ gehört. Ich habe allerlei Andeutungen gehört, auf die ich mich stützen musste, weil die Gnädigste ganz offensichtlich nicht den Telefonhörer abnehmen und anrufen konnte.«

»Ich war Köchin an einer Schule.«

»Warst du deinem Ehemann untreu?«

Pause. »Nein.«

»Wie konntest du nur in diesem Zustand aus dem Haus gehen: ohne Lidschatten, ohne irgendwas zum Drüberziehen?«

»Es ist mir egal.«

»Ich bin dir egal? Deine ...?«

»Das, was Fremde sagen oder denken, ist mir egal.«

»Weißt du, wie groß dein Junge ist und welche Haarfarbe er hat?«

»Nein. Immer noch braun, nehme ich an.«

»Das stimmt.« Pause. »Willst du nicht wissen, wie groß er ist? Die Antwort lautet: Für einen Jungen seines Alters ist er riesig. Warum hast du nie angerufen?«

»Ich hatte kein Telefon.«

»Hast du die Telefonnummern deines Mannes und deiner Mutter vergessen?«

»Ich hatte kein Telefon.«

»Wie lange hast du dich im Wildwestfilmland aufgehalten? Boise, Medicine Hat, wie auch immer das Kaff hieß.«

»Vier oder fünf Jahre. Es war Casper in Washington.«

»Wo du während besagter Zeit an einer Schule gearbeitet hast.«

»Ja.«

»Wo es irgendein telefonisches Gerät gegeben haben dürfte.«

»Ja, das stimmt.«

»Dennoch hast du nicht um Erlaubnis gebeten, dieses Gerät zu benutzen, um in Verbindung mit deinem Mann oder deiner Mutter oder mir zu treten. Auch hast du keine Postkarte geschrieben, auf der du die Telefonnummer dieser Schule mitgeteilt hättest, sodass wir von Zeit zu Zeit mit dir hätten sprechen können. Du warst zu sehr damit beschäftigt, ›Riders of the Purple Sage‹ und andere Cowboyromane zu lesen.«

»Ich habe geschrieben und die Adresse genannt.«

»Ich will keine Ausflüchte hören. Wie oft hast du geschrieben?«

Patrizia warf ein: »Sie hat mir immer zu Weihnachten geschrieben.«

Aber Mrs. Marini unterbrach sie: »Wie oft hast du deinem Mann oder dem Jungen geschrieben? Ich weiß, dass die Antwort lautet: alle Jubeljahre.«

»Unregelmäßig.«

»Warum hast du Tombstone oder Santa Fe, oder wie der Ort hieß, verlassen?«

»Casper.«

»Warum?«

»Ich weiß es nicht.«

»Denk dir was aus.«

»Ich hatte eine Freundin, ich hatte nur diese eine Freundin, und man wollte sie rausschmeißen. Sie hatte eine Packung Kartoffelchips gestohlen, das war alles, und sie ging, und sie war auf der Durchreise, und ich entschloss mich ...«

»Einen Augenblick, bitte. Diese Freundin.«

»Eine Frau, sie war die zweite Köchin.«

»Eine Freundin von dir.«

»Ja.«

»Weiter.«

»Und ich entschloss mich, hierher zurückzukehren.«

»Warum?«

»Ich weiß es nicht.«

»Lügnerin.«

»Ich weiß es nicht.«

»Wende dein Auge nach innen, der Seele zu, und beschreibe, was du dort siehst«, sagte die alte Frau wutentbrannt.

»Ich habe mich dazu entschlossen. Das ist alles. Ich wollte zurückkehren.«

»Und dennoch bist du nicht zurückgekehrt.«

»Ich ... ich habe Enzo ein Telegramm geschickt: Kann ich nach Hause kommen, ich komme zu der und der Zeit an dem und dem Ort an, aber er war nicht am Bahnhof, und ich dachte, das hieße ...«

»Was für ein Telegramm?«

»Ich habe ein Telegramm geschickt, ich habe gedacht, er hätte es bekommen, aber er ist nicht gekommen. Aber ich habe später mit ihm

telefoniert, er hat es nicht bekommen. Er hat das Telegramm nicht bekommen. Aber ich ... aber ich hätte sagen können: Ich habe dieses Telegramm geschickt, kann ich kommen, ich werde ankommen, aber du warst nicht da, aber das Telegramm ist nicht angekommen, aber jetzt will ich heimkehren. Aber ich habe den Mund gehalten. Aber ich hätte es sagen können. Er wäre gekommen, um mich zu holen. Ich weiß das. Aber ich hatte zu viel Angst, ihn zu fragen. Denn was, wenn er Nein gesagt hätte? Aber ich war damals nur in Pittsburgh. Und ich hätte Bitte sagen können. Und er hätte vielleicht Ja gesagt.«

»Ich weiß, was er gesagt hätte.«

»Hör auf damit, Costanza. Hör sofort auf damit«, sagte Patrizia.

»Und du weißt auch, was er gesagt hätte.«

»Hör auf«, sagte Patrizia.

»Du hättest ihn mit Reden wach gehalten oder wärst selbst nach Hause gefahren.«

»Das reicht«, sagte Lina.

»Du bist eine Idiotin. Ich liebe dich. Du bist eine Idiotin.«

»Halt dein loses Maul«, sagte Lina.

»Warum bist du in Pittsburgh geblieben?«

»Ich habe eine Anstellung bekommen.«

»Kaffeemahlerin. Affenverkäuferin.«

»Ich habe in einem Kaufhaus Gardinen genäht.«

»Wie oft hast du deinem Mann oder dem Jungen geschrieben – halt den Mund, Patrizia, und lass sie auf die Frage antworten.«

»Zweimal.«

»Einmal und dann noch einmal.«

»Ja.«

»Befindest du dich in den Wechseljahren?«

»Vielleicht, ich bin mir nicht sicher. Ich habe Herzrasen.«

»Warum hast du Wyoming verlassen – du weißt es du weißt es du weißt es.«

»Du meinst: Warum bin ich überhaupt nach Wyoming gegangen?«

»Warum?«

»Warum bin ich fortgegangen?«

»Ja.«

»Es war schwül draußen.«

»Und dann?«

»Warum bin ich ins Auto gestiegen?«

»Ja, genau.«

»Es war schwül, und ich wollte nicht ins Auto steigen, wo es noch schwüler gewesen wäre. Warum bin ich ins Auto gestiegen?«

»Ja.«

»Ach, ich kann es dir *sagen*, aber es ist nicht das, was du hören willst. Es war bedeutungslos.«

»War es das? Ich wette drauf.«

»Ja, aber ich musste nur eine Kleinigkeit besorgen, und danach bin ich mit dem Auto zurückgefahren und habe gedacht: Wäre es nicht nett, eine Zeit lang mit offenem Fenster zu fahren? Es hatte nichts mit euch zwei oder mit Enzo oder Cheech oder sonst wem zu tun.«

»Diese Besorgung ...«

»Es war nichts Wichtiges. Ich habe Käse gemacht, aber es war kein Lab mehr da. Verstehst du?«

Schweigen.

»Und dann bin ich weitergefahren.«

Der Pflug schwenkte auf eine Schnellstraße ein. Hier waren die meisten Straßenlaternen kaputt. Es schneite. Die Schneedecke war blau. Der Wagen kroch bergauf. Linas Gesicht war steif von der Kälte des Fensters.



»Wie lange wirst du bleiben?«, fragte Mrs. Marini.
 »Ich habe alles dabei.«
 »Heißt das, du bleibst jetzt für immer?«
 »Kann sein.«
 »Niemand wird dich darum bitten«, sagte Patrizia.
 »Ich oder ein Stück Käse?«, sagte Mrs. Marini.
 »Ich werde mich nicht deinetwegen schämen.«
 »Scham ist nutzlos«, sagte Mrs. Marini. »Vergiss die Scham.«
 »In Ordnung. Klar.«
 »Vergiss sie einfach.«
 »Ich schäme mich *nicht*.«
 »Sie schwächt nur und ist ex post facto und nutzlos.«
 »Du wirst mich nicht dazu bringen, dass ich mich entschuldige«, sagte Lina.
 »Du wirst es trotzdem tun.«
 »Das werde ich auf gar keinen Fall tun.«
 Mrs. Marini sagte: »Ich bitte dich um diesen Gefallen.«
 »Nur zu.«
 »Bitte.«
 »Bitte was?«
 »Bitte entschuldige dich bei mir«, sagte Mrs. Marini.
 »Nein.«
 »Gut, schön, danke. Ich akzeptiere das. Aber Entschuldigungen haben mir nie viel bedeutet. Damit kann man sich keine Schuhe binden.«

►► *Am Tag des Umzugs lernen wir Gary Ragusa kennen, der nicht in Elephant Park wohnt, aber jedes Jahr zu Mariä Himmelfahrt hierherkommt, um den Festumzug zu sehen.*

Gary und seine Cousins konnten es nicht mehr mit anhören, wie die Kinder sich über die Hitze beschwerten, und so bahnten sie sich unter Einsatz ihrer Ellbogen einen Weg aus der großen Menge, hin zu den Karussells, wo mehr Luft war. Der Junge fuhr so gern Karussell. Der Junge verstand einfach nicht, worum es ging. Gary stand mit seinen Cousins außerhalb des Eingangs zu den Karussells, und die vier tauschten ihre Empörung darüber aus, dass die Kinder einfach nicht verstehen wollten, dass dies kein Spielplatz war. Dies war ein Ort von höherer Bedeutung.

Auf einmal war da eine Nonne, eine richtige Nonne in den Sachen, die Nonnen tragen – war das nicht klasse? –, die zwischen den Männern herumlief, die die Karussells steuerten. Sie sagte ihnen allem Anschein nach, dass sie die Karussells abschalten sollten. Er fragte eine der Fahrkartenverkäuferinnen, was los sei, und sie sagte, die Heilige würde sich in Bewegung setzen – was für eine Formulierung –, und sie sagte es, als wäre nichts Besonderes dabei, denn für sie war es nichts Besonderes. Sie war daran gewöhnt, sie gehörte hierher. Sie holten ihre Kinder. Von dort, wo sie standen, konnten sie die Straße nicht sehen, sie konnten den Umzug nicht sehen, der das Herzstück der ganzen Sache war, und sie versuchten, sich in die Menge zu drängen, aber es hatte keinen Zweck. Gary hob den Kleinen auf seine Schultern, damit er sehen konnte, aber der Junge fing an zu schreien: Er habe Angst, herunterzufallen, und er könne sowieso nichts als Köpfe sehen.

Es wurde dunkel. Gary war durstig und musste auf die Toilette, aber der Umzug würde eine Weile dauern, irgendetwas würden sie zu sehen bekommen, und was hätte der ganze Aufwand für einen Sinn gehabt, wenn sich das Kind nur auf einer Maschine im Kreis herumgedreht hätte und sie ins Auto gestiegen und nach Hause gefahren wären?

Sie warteten alle, er und seine Cousins und die Kleinen. Die Kleinen hatten aufgehört zu quengeln. Sie sahen hoch und zeigten auf

diese anderen Kinder, die an allen Gebäude hochgeklettert waren. Fünf kleine Mädchen und ein Junge und ein alter Mann, der eine Zigarette rauchte, spähten vom Dach eines Gebäudes herab, in dem sich Garys Erinnerung zufolge eine Bäckerei befand, in die ihn sein Vater früher mitgenommen hatte. Eine Bäckerei, die, wenn er sich nicht irrte, an jedem Tag seit, sagen wir: dem Bürgerkrieg geöffnet war und die doch keinen Namen und kein Schild hatte.

Der alte Mann auf dem Dach der Bäckerei gehörte einer anderen Zeit an, einer Zeit, als man dreiteilige Anzüge trug, wenn man in der Stadt spazieren ging. Die Menschen heute waren viel größer, sie hatten kleinere Hände, und sie wirkten zuvorkommend. Keine Menschenseele in Garys Bekanntschaft hätte einen so schaurigen Gesichtsausdruck aufsetzen können wie dieser Mann, dessen Augen völlig unbeweglich waren, dessen Mund verhärtet war und dessen fetter, wehmütiger Schädel vorgebeugt war, um den Umzug zu beobachten.

Dann begann sich die Menge auf der Straße rückwärts zu bewegen, auf sie zu. Zuerst dachte er, es läge daran, dass sie Platz für den Umzug machen mussten, aber die Menschen begannen sich umzudrehen und nach hinten zu sehen.

Sie versuchten, wegzukommen.

Der violette Himmel hinter dem alten Mann auf dem Dach der Bäckerei wölbte sich in der Hitze. Irgendetwas fehlte in seinem finsternen Gesicht. Die Nase war gebläht, vielleicht aus Empörung oder Verachtung, aber nicht aus Angst, denn was hatte er nicht gesehen, dieser Mann, in den zehntausend Jahren, die er über uns gestanden und zugehört hatte?

Das Kind fragte ihn, was passiert sei, und Gary musste sagen, dass er es nicht wisse. Er fragte seinen Cousin. Sein Cousin wusste es nicht. Das Kind fragte: Ob es ein Töpfchen zum Pipimachen gäbe?

An den Feuerleitern waren Blumen kopfüber festgebunden.

Das Wort, das er immer wieder hörte, lautete »moolinyans«, und er liebte es einen Moment lang: Er wusste, wer er war, in welcher Verbindung er zu einigen Menschen stand und zu anderen nicht, weil er wusste, dass dies das Wort für »Aubergine« oder »Nigger« war, und er wusste es aufgrund seines Nachnamens, weil sein Vater derjenige gewesen war, der sein Vater gewesen war.

Der Cousin sprach ihm ins Ohr, sodass der Junge es nicht hören konnte: »Einige Moolie-Kinder sind in die Kirche eingedrungen und haben randaliert. Haben die Statuen umgekippt und auf die Teppiche gepisst.« Und er war mit diesem Mann verbunden, seinem Cousin, sie gehörten zusammen, weil sie beide wussten, dass jenes Wort eine Abkürzung des anderen Wortes war.

Alle wollten weg, also musste er auch weg, und der Kleine, und seine Cousins, und die Kinder der Cousins.

Ja, Leute sprachen miteinander, das wohl, aber sie flüsterten sich ins Ohr. Er hörte einen Mann sagen: »Bimbo-Regentanz, mit völlig nackter Brust, während die alten Damen zu beten versucht haben.« Es ertönte ein tiefes kollektives Brummen, als ob Lastwagen in großer Ferne vorbeifahren würden, und es wurde immer leiser, bis er nur noch Tausende von Sohlen auf dem Asphalt und dem Abfall schaben hörte. Der Junge nörgelte herum, von wegen, er müsse auf die Toilette. Es war völlig aussichtslos, jetzt einen Weg aus der Menge finden zu wollen. Sie hatte ihre eigenen Vorstellungen, wohin sie gehen und was sie tun wollte. Er konnte nichts anderes tun, als dorthin zu gehen, wohin die Menge ihn trug, und er fühlte sich entmannt und dumm. Er wollte nicht, dass der Junge das in seinem Gesicht sah, deshalb ging er voran und sagte dem Jungen, er solle sich hinter ihm an seinem Gürtel festhalten.

Es gab einen Abwärtsruck an seiner Hose, als der Junge den Gürtel packte, ganz wie er es ihm gesagt hatte, und dennoch konnte Gary das Gefühl nicht abschütteln, dass es irgendeine Art von Geist sei, der jetzt in der Menge sein Unwesen trieb, etwas, das seine Hose bis auf die Knöchel herabzuziehen versuchte.

Er sah hoch zu dem alten Mann, der im schwindenden Tageslicht auf dem Dach der Bäckerei stand. Dieses Gesicht würde einem niemals sagen, was es sah. Die Nasenlöcher blähten sich, die Unterkiefer hingen schlaff herab, der ganze Apparat seines Daseins war in eine Beobachtungspose gebeugt. Das war alles, was Gary zu sein hoffen konnte und niemals sein würde: ein verhärtetes Gesicht, regungslos beobachtend, das keine Wirkung auf das hatte, was es sah, still und distanziert.

Dann drückte die Menge sie um die Ecke eines Mietshauses, und er sah den Mann nie wieder.



Salvatore Scibona, 1975 in Cleveland geboren, ist einer der wichtigsten amerikanischen Autoren der jüngeren Generation. Scibona wuchs im großen Kreise seiner italienischstämmigen Familie auf. Vor allem seine Großeltern, von denen er viele Geschichten erzählt bekam, beeinflussten sein späteres Schreiben. Er lebt in Provincetown, Massachusetts.

Steffen Jacobs, Jahrgang 1968, arbeitet als Lyriker, Essayist, Herausgeber und Übersetzer. Er hat u. a. Philip Larkin, Kingsley Amis und Kyril Bonfiglioli ins Deutsche übertragen. Jacobs lebt in Berlin.

Zu dieser Ausgabe:

© by Arche Literatur Verlag AG, Zürich – Hamburg, 2011

Aus dem Amerikanischen von Steffen Jacobs

Umschlag: Andrea Schneider, b3K, Hamburg – Frankfurt a. M.

Umschlagmotiv: © Library of Congress / Jack Delano

Zum Buch:

Salvatore Scibona, *Das Ende* erscheint am 5. September 2011 im Arche Verlag

Deutsche Erstausgabe

1. Auflage 2011

© by Arche Literatur Verlag AG, Zürich – Hamburg, 2011

Alle Rechte vorbehalten

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel *The End* bei Graywolf Press, Saint Paul

Copyright © 2008 by Salvatore Scibona

Aus dem Amerikanischen von Steffen Jacobs

Lektorat: Heiko Arntz, Wedel

ISBN 978-3-7160-2640-3

www.arche-verlag.com